

(Nachdruck verboten.)

## 7) Die Fanzare.

Roman von Friß Mauthner.

Der Verleger hatte seinen Sohn losgelassen und rieb sich aufgeregt die Hände.

„Zata Morgana.“ rief er laut. „Zata Morgana, Zata Morgana! Du hast Talent, mein Junge! Was für ein Titel! Das läßt man nicht drucken, das läßt man aufführen.“

Und mit drei langen Schritten hatte er die Ehrentafel erreicht, während Richard erschreckt stehen blieb.

„Meine Herren,“ rief der Vater von seinem Platz aus, indem er mit einer leeren Champagnerflasche auf die Tischplatte donnerte. „Meine Herren, ich habe Ihnen eine merkwürdige Entdeckung mitzuteilen. Unsere Beratung über das neue Theater ist zu Ende, wir richten ein Opernhaus ein, so rasch wie möglich. Und sowie es nur trocken ist, wird es eröffnet mit der Oper Zata Morgana, der Oper Zata Morgana von . . .“

Die Finger des Verlegers zitterten auf der Tischplatte.

Die ersten Autoritäten von England haben sie für ein Meisterwerk erklärt, der Erfolg ist sicher, der Titel und die Musik sind gut. Das wird Sie alle freuen, denn jeden Tag wird es auf dem Theaterzettel heißen: Zata Morgana, große Oper von Richard Mettmann, von Richard Mettmann, von . . .“

Die Stimme des Redners überschlug sich. Die Zuhörer standen wie gebannt. Da rief Pinius von unten her: „Ein Opernhaus, ich habe es immer gesagt, und Richard Mettmann soll leben, hoch!“

Wie plötzlich bezwungen, erhoben sich alle Herren der Ehrentafel und schrien durcheinander:

„Ein Opernhaus, das muß ziehen! Zata Morgana ist sehr gut! Mettmann junior hoch! Die „Fanzare“ wird Arbeit kriegen!“

Auch die Herren an den Tischen im Garten waren fast überall aufgesprungen. Der Jubel der Geträumten auf dem Vorbau nahm den Raum von ihnen, und plötzlich setzte sich alles in Bewegung. Als ob ein Preis darauf gesetzt wäre, wer den Komponisten und seinen Vater zuerst erreichte, so drängten sich Sänger, Musiker, Baumeister und Kunstfreunde die Stufen empor, und wer den alten Mettmann oder den jungen nicht gleich erreichen konnte, der schüttelte den Aktionären die Hand, und in einem Chaos von Stimmen drang der Hauch des ersten Erfolgs beglückend zu Richard empor. Er fühlte sich beengt von der Menge, die ihn selbst mit Glückwünschen umschwärmte, aber er sah froh das lachende Haupt seines Vaters aus einem andern siegesgewissen Haufen hervorragen und hörte auch von den fremden Leuten an der Ehrentafel Accorde wie Triumphgesänge zu sich herüberschallen.

Plötzlich entdeckte er Walter Bode, der abseits an einem verlassenem Tisch gelehnt, mit verschränkten Armen, dem Sturm der Begeisterung zusah. Er drängte sich rasch zu ihm hindurch, faßte seine beiden Hände und rief: „Es sind doch gute Menschen!“

„Gewiß,“ sagte Bode und erwiderte herzlich den Handdruck. „Man scheint viel Vertrauen in Sie zu setzen. Ich bin nur begierig, die Oper selbst kennen zu lernen.“

### III.

Bode hatte sein Amt als verantwortlicher Redacteur des Morgenblattes am Montag angetreten. Trotzdem Gottlieb Mettmann als Verleger eine wenig ernuttigende Erscheinung war, ging der neue Redacteur fast mutigen Herzens an die Arbeit. Sein Vorgänger übergab ihm freilich die Geschäfte mit dem bedenklichen Ausspruch:

„Sie sind ein anständiger Mensch, Sie halten's nicht lange aus.“

Bode ließ sich davon nicht anfechten. Was kümmerte ihn des Verlegers mangelhafte Schulbildung oder auch sein zu weites Gewissen? Wenn Bode sich nur selbst die Finger rein hielt — und seiner selbst war er sicher — so mochte Gott-

lieb Mettmann sich beschmutzen, soviel er wollte. Bode verlangte von ihm nichts weiter, als daß er ihm sauberes Papier für seine Zeitung zur Verfügung stellte.

Auch den Verkehr mit seinen neuen Kameraden hatte sich Bode nicht so nett vorgestellt, wie er sich jetzt gestaltete. Das waren ja vielfach gebildete, geistreiche, vor allem aber lustige Menschen, welche die Amtsstunden wie eine vergnügte Sitzung im Klaffehaus behandelt und das Blatt munter gemig in der letzten Stunde eilig zusammenstellten. Es war eine von Bodes ersten Aufgaben, hier Wandel zu schaffen, aber er überzeugte sich bald, daß die Verhältnisse des jungen Blatts viel kleinere waren, als die marktchreierischen Ankündigungen des Besitzers vermuten ließen. In den Aufrufen an die Leser und an die Inserenten betrug die Auflage fünfzehntausend. In Wahrheit wurden von jeder Nummer nur fünftausend Stück abgezogen und auch die nicht bis zum letzten abgesetzt.

„Schaffen Sie mir wirkliche fünfzehntausend Abonnenten, und Ihr Gehalt soll verdoppelt werden.“

Mit diesen Worten hatte Mettmann ihn in das Redaktionszimmer eingeführt. Und zu den Herren gewandt, hatte er hinzugefügt:

„Es muß alles anders werden und an dem Tage, wo ich zehn Seiten bezahlte Inserate drucken kann, gebe ich Euch ein Fest, daß Berlin wackeln soll.“

Die Inserate, das sah Bode freilich vom ersten Tage, waren die ewige Sorge des Besitzers, und in anderer Weise auch die der Redaktion. Die „große Fanzare“, die internationale Inseratenagentur auf Aktien, war rasch zu stande gekommen und spielte die Herrin gegenüber der Zeitung, der „kleinen Fanzare“. Seitdem Gottlieb Mettmann das weitere Unternehmen unter seinen Hände hatte, war er plötzlich ein so leidenschaftlicher Anzeigenhändler geworden, wie er früher ein waghalsiger Waldläufer und ein erfindungsreicher Papierfabrikant gewesen war. Das Blatt war nur noch der Inserate wegen da.

So oft der kleine Pinius nach einer längeren Beratung aus Mettmanns Zimmer heraustrat und Mettmann bald darauf einem der Redacteurs seinen Besuch abstattete, gab es einen kleinen Sturm. Jeder der Herren wehrte sich mehr oder weniger gegen die Zumutung, hier eine Bank anzugreifen, dort eine andre zu loben, hier sich mit einem Theater, einem Gasthof, einer Eisenbahn, einer Buchhandlung, ja selbst mit einem Wohlthätigkeitsunternehmen freundlich oder feindlich zu beschäftigen, je nachdem das kleine Morgenblatt mit Inseraten bedacht wurde oder nicht. Fast jedesmal ging das Inserat als Sieger aus dem Kampf hervor.

Der Grundsatz des Herrn Pinius war: je schlechter der Ruf, desto mehr Inserate. Glücklicherweise stellte Herr Mettmann den Satz gegenüber: je besser der Ruf, desto teurer die Inserate. Und so waren nur der lokale Teil und das Vörtenblatt völlig den Geschäften des Herrn Pinius unterworfen, das Kunsturteil und die innere Politik konnten der wichtigen Lehre des Besitzers manches Zugeständnis abtrotzen.

Bode lachte zu viel über die Thorheit der Welt und über die brutale Schlantheit Mettmanns, als daß das Entsetzen, das ihn hie und da packte, ihn zu einem raschen Entschlusse, zu einer Niederlegung des kaum übernommenen Amtes hätte bringen können. Die einzelnen Redacteurs, welche mit ihm so offen, bald lustig, bald ärgerlich, über die Schamlosigkeit des Verlegers sprachen, waren ein jeder für sein Gebiet moralisch verantwortlich, und an Bode selbst, den Leiter des politischen Teils, trat nichts Häßliches heran. Von der hohen Diplomatie verlangte selbst Herr Pinius keine Inserate; sie durfte darum ganz unabhängig nach der Ueberzeugung des Chefredacteurs behandelt werden. Weltfragen interessierten die Inseratenagentur nicht. Als Bode noch kaum acht Tage im Amt war, brachte er einmal als Leitartikler den dringenden Ruf nach Schutzmaßnahmen gegen die Cholera, welche im Süden Europas aufgetreten war. Da schlüpfte der kleine Pinius zu ihm hinein, versuchte ihn die Hand zu drücken und rief:

„Necht haben Sie gehabt! Wozu haben wir eine Regierung, wenn ich an der Cholera sterben soll? Greifen Sie

die Cholera nur scharf an; sie kam ja doch nicht bei uns inserieren."

Wenn Bode am späten Abend sein Pult verschloß und über den schmutzigen engen Hof — das Platt wurde in einem alten Hintergebäude der Mauerstraße hergestellt — dem äußersten Westen der Stadt zuschritt, dann hatte er bald die Erinnerung an Mettmanns kleine und große „Tanzare“ und damit alle Fragen seines unruhigen Gewissens abgeschüttelt. Dort in der Großgörschenstraße, wo die letzten Häuser Berlins vom Botanischen Garten zu den Kirchhöfen hinführten, wo neben den rasch in die Höhe geschossenen und mit Gerüsten umgebenen Mietskasernen noch einige einstöckige Häuschen wie vergessene Dorfidyllen sich hinter altem Buschwerk und modernden Zäunen verbargen, dort war er hingeflüchtet. In einer der letzten Baracken, in deren erstem Stockwerk der Besitzer, der Maler Disselhof, allerlei Kunstware fabrikmäßig herstellen ließ, dort hatte er Käthes Glück verborgen.

Käthes Glück! Er selbst suchte und wußte kein Glück für sich auf der Welt, wie er sehr selbstbewußt von sich glaubte. Ein wenig zu forschen, ein wenig zu lachen, die larme Mäglichkeit bot das Leben von selbst. Und wenn er jetzt harte Dienste annahm, um das kindliche Geschöpf, die Käthe, die so mütterseelenallein in der Welt stand und in ihm wurzelte, wie die Blume in Scherben — wenn er sich ein bißchen als Sklave verkaufte, um seiner Blume für ein paar Tage Duft und Glanz zu erhalten, wen ging es was an? Für ein paar Tage! Die Kirchhöfe lagen so nahe, und das Häuschen war so haufällig; morgen schon wurden sie vielleicht auf die Straße gefegt, ihr Häuschen wurde abgebrochen, der Jasmin und der Flieder wurde ausgerodet, und vier Stod hoch türmten sich die Quaden der Großstadt über das Mundvoll Glück seiner Käthe. Und schon morgen vielleicht wurde ihm sein neuer Beruf unerträglich, und er kehrte verdüstert zu seinen alten Römern zurück, über die er mit Käthe nicht sprechen konnte.

Einnmal hatte Käthe tagsüber seine Bücher abgestäubt und war dabei auch über die angefangene Arbeit geraten.

„Was ist das?“ hatte sie gefragt.

„Ein gelehrtes Werk, das Du nicht verstehen würdest.“

„Wer hat das abgeschrieben, Walter?“

„Eine schöne und brave junge Dame, welche die wenigen Pfennige sammelte, um die Eitelkeit einer alten Frau zu unterhalten.“

„Könnte ich das nicht für Dich schreiben?“

Und die Frage klang rührend und eifersüchtig zugleich.

„Nein, mein weises Kind. Ich habe es aufgegeben, weil Du lebendig bist und die alten Römer tot sind. Frage mich nicht mehr danach.“

Aber den Sonntag darauf brachte er ihr aus der Stadt einen großen fleumigen Pfirsich mit und dazu einen Halschmuck von geschliffenen böhmischen Granaten.

Wie sie jubelte und den Geliebten küßte!

„Wo nimmst Du nur das viele Geld her?“

„Ich stehle es täglich, damit ich Dir eine Freude machen kann.“

Wie sie lachte!

Die Idylle in der Großgörschenstraße sollte keinen Zeugen haben. Niemand sollte Käthe die Augen öffnen darüber, daß zu ihrem Glücke vielleicht doch noch eins fehlte — das Glück des Mannes. Niemand Fremdes sollte mit der Hand nach der niedern Decke eines der drei Räume fassen und ihren bröckelnden Wörtel mit den stülgemäßen Rosetten der neuen Häuser vergleichen. Niemand sollte die Laube betreten, die so duftig, früher unter dem Flieder, jetzt im heißen Sommer unter dem Jasmin, so duftig in Berlin nicht wieder zu finden war.

Nur zu Richard hatte er mit hingeworfenen Worten wenigstens die vollzogene Ehe erwähnt und die abgelegene Wohnung, die sich für die Vollendung einer wissenschaftlichen Arbeit so vortrefflich eignete. Er hatte einen freundschaftlichen Verkehr mit ihm anzubahnen gesucht, und wenn er einen seiner Bekannten hätte in sein Haus führen wollen, so wäre es Richard gewesen. Aber der war immer noch in seinem Rausche befangen, als hätten ihn die begeisterten Zurufe der Gesellschaft im Wirtsgarten zum berufenen Künstler gemacht.

Bode beobachtete den jungen Freund, so oft er ihn flüchtig sah. Richard hatte sich aufgeregt in die Arbeit gefürzt, den letzten Akt seiner Oper zu orchestrieren. Er sprach mit Bode nicht über sein Werk, aber dieser erfuhr von vielen Besuchern der

Redaktion, von den Kameraden, von Mettmann und Gaffner, daß die Arbeit rasche Fortschritte machte und daß der Komponist gerne einzelne Nummern der Oper am Klavier vorsang und vorspielte. Die Urteile, welche Bode zu erfahren sich bemühte, gingen nicht so weit auseinander, als es oft scheinen wollte. Die Boshaften nannten Richard einen Dilettanten, seine Oper Kapellmeistermusik eines Mannes, der nicht einmal für einen Kapellmeister genug musikalisches Wissen besäße. Die nähern Freunde des alten Mettmann schwuren darauf, die Oper müßte Glück machen, weil sie gar zu leicht war. Und die Einsichtigen nannten sie ein gefälliges, aber unbedeutendes Werk.

Richards Denken mußte jedoch noch von einer andren Sorge eingenommen sein. Die künstlerische Thätigkeit, so anstrengend sie sein mochte, konnte ihm unmöglich die Schwerenut aufgebracht haben, die nun seit Wochen mit der gesteigerten Aufregung seiner frohen, künstlerischen Erwartungen abwechselte. Bode, der in seinem ironischen Sinne die Leidenschaft der Liebe kaum kannte, erriet dennoch, daß Johannes plötzliche Abreise mit der traurigen Stimmung Richards zusammenhing. Er hätte ihm gern Gelegenheit gegeben, sich auszusprechen. Einen besseren Vertrauten konnte ein Verliebter gar nicht finden, als den jungen und doch allezeit kaltblütigen und skeptischen Bode.

(Fortsetzung folgt.)

## Uebersetzungen in der Umgangssprache.

In keiner Sprache ist der Mensch ein größerer Verschwender, als in den Worten der täglichen Umgangssprache.

„Na, wie geht's, wie sieht's?“ reden wir zuerst einen Freund auf der Straße an.

„Ach, ganz schrecklich!“ sagt er, so daß wir erschreckt ihn von Kopf bis zu Fuß mustern und voller Teilnahme fragen: „Ihms Himmels willen, was ist dem, was hast Du?“

Wir sind auf das Schlimmste gefaßt. Er aber antwortet: „Ach, ich werde den Schnupfen gar nicht los!“

Das klingt wie eine Fopperei und ist auch eine Fopperei, doch eine durchaus ernstgemeinte, eine ganz unbeabsichtigte. Auf diese Weise foppen wir uns gegenseitig fortwährend. Was finden wir nicht alles „fürchtbar“, „großartig“, „kolossal“, „schauerhaft“, „wundervoll“, „miserabel“, „entzündend“, „niederträchtig“ usw.! Dergleichen Ausdrücke rollen uns und auch den jungen Damen, seit sie büchseilos verfahren, in allen möglichen Lebenslagen, bei den denkbar unpassendsten Gelegenheiten von der Zunge.

Ohne Steigerung ist nicht auszukommen, denn das Leben ist voll Absufungen; wer in seiner Rede nicht den Eindruck eines hilflosen Gestammels machen will, muß die unterschiedlichen Begriffe auch unterschiedlich ausdrücken. Weil aber, wie bemerkt, Wörter, die eigentlich Begriffe höchsten Grades bezeichnen, derart in täglichen Gebrauch sind, daß sie nachherade für solche angesehen werden, die Begriffe einfachen Grades bezeichnen, hilft man sich, so gut es geht, mit andern Worten, es greift Willkür Platz. Oder ist es nicht Willkür, die den Geist der Sprache wie einen enthronen König behandelt, wenn man, um Begriffssteigerungen zu schaffen, einfach Fremdwörter und ausländische Wörter entsprechender Bedeutung heranzieht?

Ein Beispiel. Riesig ist von Hause aus unverkennbar ein begrifflicher Superlativ, indem man das über das gewöhnliche Maß weit hinausreichende damit bezeichnet, wie eben ein Riese die normale Gestalt des ausgewachsenen Menschen beträchtlich überragt. Man nennt deshalb den Maranon einen Riesenstrom, den Montblanc einen Riesenberg, was ja so viel bedeutet, wie ein riesiger Strom, ein riesiger Berg. Heutzutage jedoch findet man so ziemlich alles „riesig“, was eingermachen ins Auge fällt oder irgendwie von Gewicht ist. Für die meisten jungen Damen ist ein netter junger Mann „ein riesig netter Mensch“, mit dem man sich „riesig amüsiert“; freilich hat er bisweilen „riesig viel Schulden“, aber er hat auch „ein riesiges Glück“, denn er macht eine „riesig gute Partie“ und begründet einen „riesig feinen Hausstand“. Infolge solcher breiten Wetteilsuppen, die man mit dem an sich gewiß starken Wort zu toden liebt, muß dieses Wort unter Umständen als zu schwach empfunden werden. Superlative Begriffe sind ja ihrer Natur nach Seltenheiten, Ausnahmen; die Wörter, die sie bezeichnen, dürfen daher nicht zu den gewöhnlich und regelmäßig in den Mund genommenen gehören. Was machen?

Nun, man hat auch nicht umsonst seine Bildung. Flugs erinnert man sich des berühmten römischen Riesenbaues, des Kolosseums, auch eine dunkle Erinnerung an den Koloz zu Rhodus ist aus der Säulzeit glücklich geblieben — so übertrumpft man denn riesig mit kolossal. Freilich ist kolossal so „kolossal“ schön, daß man es wie riesig nicht oft genug gebrauchen kann. Zum Glück liegt hinter dem fernern Rom das noch fernere Pharaonenland mit seinen

Kollaffen Pyramiden, und so geht man dazu über, ein „pyramidal“ zu setzen, wenn es nämlich den Gipfelpunkt der Gefühle aufzuzeigen gilt. Schließlich bleibt für besondere Fälle immer noch der Chimborasso. Der Schreiber dieser Zeilen hörte einmal jemand sagen: „Der Chimborasso meiner Wünsche ist, daß mein Sohn nicht studiert!“

Mit andern ebenso oft gehörten Redensarten liegt die Sache ganz ähnlich: „Wir haben uns krank (oder gar halbtot) gelacht!“ erzählt einer. „Ich bekam meine Wäsche fürchterlich mißhandelt wieder“, klagt ein Junggeselle. „Niederträchtige Bummellei“, ruft ein dritter, wenn der Zug einige Minuten zu spät abfährt. — Eine junge Dame kommt aus einem Vortrag, in dem sie manches nicht verstand, und hat sich dann „entsetzlich gelangweilt“. Andre Uebertreibungen, wie „kolossalere Reinfall“, hört man ebenso oft, wie „schneuliches Wetter“ und „niederträchtige Gemeinheit“. Ein Kaufmann, dem eine Unternehmung gelingt, hat „fürchterliches Glück“. In Romane ist es sehr beliebt, einen Schnellzug durch die Nacht „dahinraisen“ zu lassen, wobei es sich dann gar schön liest, wenn in „tolter Fahrt“ Häuser und Bäume „vorüberfliegen“. Wie wenigen Lesern aber kommen diese Uebertreibungen überhaupt noch zum Bewußtsein? Welcher Mißbrauch wird mit dem Worte „himmlisch“ getrieben! Kommt ein junges Mädchen am Tage nach dem ersten Ball zu ihrer Freundin, so hat sie sich „himmlisch amüsiert“, und dergleichen.

Niemand wird verlangen, daß die Umgangssprache den Charakter der Schriftsprache annehme, daß sie so regelrecht wie diese verfähre, oder vielmehr wie diese eigentlich verfahren möchte. Die Schriftsprache ist das Ergebnis eines Prozesses, der sich im Gebiete der Reflexion abspielt; da wird erst gefiebt, gefärbt, geklärt, was in die Erscheinung treten soll. Die Umgangssprache dagegen atmet die Wärme des bunten, reichen Lebens, das ist ihr unbestreitbares Recht; darum wird sie immer starke Ausdrücke haben und an Uebertreibungen wird es ihr niemals fehlen. So lange ein gesunder Sprachgeist im Volke waltet, übt die Volkssprache eine verjüngende Wirkung auf die Schriftsprache aus; sie bereichert, erfrischt und belebt jene.

Wie ist es heute? Ohne Zweifel liefert die Sprache des Volks, wie sie in den Mundarten blüht, der Sprache des Poeten noch immer wertvolles Material. Kein Dichter, der zu Ehren gelangt ist, in dessen Sprachschatz sich nicht seiner heimatischen Mundart entstammende Sprachperlen nachweisen ließen. Doch die Sprache, die auf die breite Masse der Litteratur zurückwirkt, auf Zeitung, Prosafik, Roman, Drama, ist nicht die Sprache des Volks, nicht die Mundart, es ist die Umgangssprache der Gebildeten. Ja, wenn diese in jenem Walde wohnen, wo der schöpferische Sprachquell fort und fort fröhlich sprudelt! Allein sie wohnen in einer engen Stube.

Harmlos wäre die Sache, wenn nicht das Unbewußte und Unbeabsichtigte ins Spiel käme, wenn das Sprachleben nicht derselben Ausbreitungsgefahr unterworfen wäre, wie jedes andere Leben. Ein Beispiel möge das erläutern. Der Ausdruck „tadellos“ für alles, was einigermaßen schön, gut, nützlich, schmackhaft usw. ist, der wahrscheinlich von der Bierbank einer Universität ausgegangen war und sich mit Windesebnelle über das ganze Land verbreitet hatte, war noch nicht ins Ausland zu den dort wohnenden Deutschen gedrungen. Da brachte ihn eines Tags einer mit, und so erkamnt und beknüpft über das fortwährende „tadellos“ zunächst jedermann war, bald eignete es sich der eine, bald der andre an, und zwar ungewollt, einfach angelehnt von dem Widsinn, und allmählich hallte die ganze Kolonie von „tadellos“ wieder, so daß der Zusammenhang mit dem Mutterlande auch hier wieder einmal hergestellt war. —

(„Kölnische Volkszeitung.“)

## Kleines Feuilleton.

ek. Eine Ballonfahrt im Gewittersturm machten, wie aus London berichtet wird, kürzlich drei Engländer, der Luftschiffer Spencer, der Admiral Sir Edmund Fremantle und John M. Bacon. Sie stiegen von Newbury auf und landeten bei Savernake, nach einer außerordentlich stürmischen Fahrt, die Bacon folgendermaßen schildert: Bald nach unsrem Aufstieg gerieten wir mitten in ein schreckliches Hagelwetter, das unsre Stragen mit Eiszapfen füllte und die Ausrüstung im Korbe bedeckte. Unsrer Lage während der nächsten halben Stunde war unbeschreiblich. Wir waren 2000 Fuß hoch in der Luft und hatten etwas wie einen dichten Londoner Nebel um uns herum. Unzählige Blitze schossen fortwährend wie Schlangen durch diesen Nebel, jeder einzelne von einem lauten Donner Schlag begleitet; sie schienen alle von einer unsichtbaren Batterie nach uns gezielt. Jeden Augenblick glaubten wir, eine einzige noch besser gezielte Ladung würde unsern großen Ballon in der Mitte durchbohren und uns wie Kiesel aus einer Wurfmaschine zur Erde hinabschleudern. Lange sprachen wir kein Wort. Wir waren von dem, was sich um uns abspielte, wie betäubt. Unser Veronant, Mr. Spencer, brach endlich das Schweigen: „Wie sollten sehen, hier fortzukommen“, sagte er. Das war eine Bestätigung unsrer unausgesprochenen Befürchtungen durch den Fachmann. „Könnten wir nicht höher hinauf, um über diese Wolke zu gelangen?“ fragte der Admiral Fremantle, der an der aufregenden Scenerie Vergnügen zu finden schien. Während er sprach, flog es wie feurige Wänder um uns herum.

Spencer war gegen jeden Versuch, höher hinauf vorzubringen. „Wir können uns glücklich schätzen, wenn wir hinabkommen, bevor wir über den Wald von Savernake gelangen“, jagte er, das Ventil öffnend. Gerade unter uns war aber bereits der Wald von Savernake, der ungefähr 2 Meilen breit ist und sich zehn Meilen lang nach rechts und links erstreckt. Da entbedte Spencer eine Lichtung von ungefähr 100 Yard im Umfang, in der es uns gelang, ohne Unfall zu landen. „Wie sind Sie nur jenen Blitzen entgangen?“ war der erste Gruß, den wir von den Leuten erhielten, die herbeiströmten. „Als wir Sie sahen, schien es gerade, als ob nichts Sie retten könnte, Sie waren wie von Blitzen eingerahmt“. Auch Spencer, einer der erfahrensten Luftschiffer in England, erklärte, daß er niemals etwas Ähnliches erlebt habe. Er wäre schon häufig bei Gewittern aufgestiegen und hätte Blitze rund um den Ballon spielen sehen, aber diesmal wäre doch alles übertroffen, was ihm bisher vorgekommen ist. —

— **Wirtshausgäste und ihre Unarten** werden in der „Frankfurter Zeitung“ folgendermaßen geschildert: Der Speisesaal ist sehr elegant ausgestattet, die Tischwäsche und Service von blendender Reinheit und bligblank. Die Kellner sind artig, der Restaurateur zuvorkommend. Sehen wir uns ein wenig die Gäste an. Der beliebte Herr säubert mit minutiöser Feinlichkeit Messer, Gabel und Löffel, indem er mit der Serviette an ihnen herumreibt, als sei er zum Etzzeugputzer geboren. Erst eine Generalinspektion durch die Gläser seines Zwiders beruhigt ihn, und nun sieht er erwartungsvoll der Suppe entgegen. Schön ist dieses Etzzeugputzen nicht, und zuträglich für die Serviette auch nicht, aber es mag noch hingehen. Und dort der alte elegante Herr mit der großen Glage beim Wandspiegel, ein Stammgast unbedingt nach dem Benehmen des Wirts und der Kellner. Er hat bestellt und entfaltet jetzt die schneeweiße Serviette. Er atmet tief auf, es ist heiß, und die Schweißtropfen perlen auf seiner hohen Stirn. Und jetzt, jetzt reibt er sich die tiefende Glage ganz nugeniert und gemächlich mit der Serviette! Nun, man kann den Restaurateur um die Geduld beneiden, mit der er das appetitliche Manöver des Herrn mitangehen hat, allerdings nicht ohne ein ärgerliches Räuspern. So geduldig gegen die Unarten seiner Gäste war jener andre Hotelier schon nicht, der, als ein Herr bei der Table d'hôte sich die Serviette um das feiste Kinn band, daß die Zipsel des Knotens hinter den Ohren abstanden, ruhig dem betreffenden Herrn sagte: „Ich bitte, Sie werden bei uns nicht barbier!“ Ja, eine Table d'hôte ist überhaupt eine gute Schule der Selbstbeherrschung und der guten Lebensart. Bei einer Table d'hôte würde auch der junge Mann dort es kaum wagen, mit der Gabel in der Serviette herumzustreichen. Ist das nicht ein Vandalismus? Die Cigarette legt er, die brennende, nicht etwa auf die Aschenschale, die in der Mitte des Tisches steht, sondern, wahrscheinlich um sie bequemer zur Hand zu haben, rechts neben sich auf den Rand des Tisches. Man kann ordentlich berechnen, wann das glimmende Ende das Tisch Tuch erreichen und ein Loch oder zum mindesten einen braunen Fleck hineinbrennen wird. Glaubt der Jüngling, wirklich das Recht zu haben, weil er 1 M. 50 Pf. für sein Diner ausgiebt, dem Wirt an der Tischwäsche um doppelt so viel zu schädigen? Und der Wirt, die Kellner sind wehlos gegenüber diesen Unarten der Gäste, denn wehe ihnen, wenn sie den Ungezogenen zurechtweisen. Jemand war einmal Zeuge einer Scene, als ein Wirt sich darüber aufstellte, daß der Gast beim Abschied den Jahnstocher-Behälter anseerte, um wahrscheinlich seinen Hausrat zu vermehren. Dieser Wirt war sehr unvorsichtig gewesen, darüber eine Bemerkung zu machen, das konnte er aus der Entrüstung seiner Gäste entnehmen, die ansahnlos für den Mann mit der Jahnstocher-Kleptomantie Partei nahmen! —

## Kunst.

— Die Bildstöcke in Unterfranken. In der Zeitschrift „Die Denkmalspflege“ schreibt Prof. Dr. O. Brenner: „In katholischen Deutschland giebt es eine zahlreiche Gruppe von Denkmälern der Bildhauerkunst, die sich der Aufmerksamkeit fast ganz entziehen, die der Schöpfung und Erhaltung aber ebenso bedürftig als wert sind: die sogenannten Bildstöcke oder Marterk. Weißt kennt der Reisende nur die oberbairischen und Tiroler Marterk, Zengnisse roher Malkunst und recht unfreiwilligen Humors. Ganz anders die Bildstöcke im katholischen Franken. Von Würzburg her ist die Bildhauerei in weiter Umgebung angeregt worden, und bei einiger Aufmerksamkeit kann man auf einer Wanderung in Würzburgs äußeren Straßen und von da in weitem Kreise durch ganz Unterfranken Hunderte von steinernen Säulen mit aufgesetzten Reliefbildern und zum Glück für den Forscher mit Inschriften und Jahreszahlen finden. Ich bin von Seite der Volkstunde diesen Denkmälern alten Kunstsinnes nähergetreten. Für mich war die erste Frage: Welche religiösen Gedanken sollen dem Volke — zumal dem Landvolke — durch die Bildstöcke nahegelegt werden? Und dann: Welche künstlerischen Ansprüche hat das Volk in älterer Zeit erhoben? Wenn man neuzeitliche Bildstöcke in aller nächster Nähe der Stadt Würzburg mit den alten vergleicht, erkennt man in letzterer Beziehung einen himmelweiten Unterschied. Die Umrahmung ist architektonisch meist sehr harmonisch zu dem Wilde gestimmt. Für die Stilgeschichte, glaube ich, sind diese Denkmäler eine wertvolle Ergänzung der Kirchenbildhauerkunst. Es ist jedenfalls anzuhend, zu verfolgen, wie einzelne Formen sich von den Mittelpunkten der Kunst im flachen Lande verbreiten und allensfalls umformen. Die Bildstöcke stehen frei draußen an der

Landstraße, in Gartenmauern eingelassen, hoch oben auf Weinbergsmauern, immer Wind und Wetter ausgesetzt. Viele sind deshalb arg verwittert, zumal der Sockel, der denn auch oft erneuert worden ist. Wo die Neuheit sich der Reliefbilder annehmen zu müssen glaubte, ist es in der bekannten Weise geschehen. Das Glimpflichste ist noch, wenn nur die alte Bemalung nach Kräften erneuert wurde. Ein Teil der Bilder — oft auf allen vier Seiten des Stodes angebracht — ist nämlich ursprünglich bemalt gewesen; in einem engeren Bezirk fand ich zahlreiche Bildstöcke mit reichem Goldbelag. —

### Aus dem Tierleben.

t. Pilzzüchtende Ameisen. Die Holzameise überzieht die Wände ihrer unterirdischen Räume mit Pflanzenteilen, die sie vorher genügend zerleinert hat und dann mit einer aus gewissen Drüsen fließenden klebrigen Flüssigkeit zusammenpappt. Auf dieser merkwürdigen Tapete lassen sich nun regelmäßige Pilze in braunen Fäden, deren Gestalt einer Perlenkette ähnlich sieht, nieder. Der Pilz ist sorgfältig untersucht worden und hat den Namen des „ameisenfreundlichen Wandpilzes“ erhalten. Er bedeckt die Kammerwände des Ameisenbaues wie mit einem samtähnlichen Flaum, der aus langen haarähnlichen Büscheln besteht. Der Botaniker Lagerheim hat neuerdings Kulturen dieses Pilzes gezüchtet und seine eigentümlichen Wachstumsformen untersucht. Es ist nur die Frage, was die Ameisen mit diesen Pilzen anfangen, denn sie müssen doch irgend eine Liebhaberei für sie haben. Nächtlegend würde die Vermutung sein, daß sie sich von seinen Fäden nähren, aber wahrscheinlich ist dies nicht der Fall, da sich die Holzameisen so reichlich Nahrung an Pflanzensamen und an kleinem Getier zusammenschleppen, daß sie den Pilz kaum in erheblichem Maße als Speise in Anspruch nehmen dürften. Lagerheim ist vielmehr zu der Annahme gelangt, daß der Pilz den Ameisen für ihre Tapete aus Pflanzenteilen gleichsam den Kleister liefern muß, indem die Drüsen der Ameisen nicht genug Klebstoff dazu hergeben. Die Pilzwucherungen sondern einen zähen Schleim ab, der jedenfalls bedeutend dazu beiträgt, die Pflanzenteile, auf denen er wächst, zusammen zu kitteln, und so die Wandungen der von den Ameisen bewohnten Räume zu verfestigen. Außerdem dürfte der eigenartige vom Pilz gebildete Flaum den Ameisen das Entlanglaufen und Emporkriechen an den steilen Wänden erleichtern. Nebenbei mögen sie wohl auch etwas von den Pilzfäden naschen, da man sie gelegentlich an ihren Wänden hat nagen sehen. Der Pilz zieht seinerseits von der Freundschaft mit den Ameisen den Vorteil, einen gedeckten Tisch zu finden, da ihm die von den Tieren herbeigeschleppten Pflanzenteile und der an ihnen hängende Ameisenpeichel zur Nahrung dient. —

### Aus dem Gebiete der Chemie.

— Die Photographie in natürlichen Farben. In einem von der „Chemiker-Zeitung“ veröffentlichten Artikel über Neuerungen auf dem Gebiet der Photographie von Hermann Schnauß wird über die Fortschritte der Farbenphotographie geschrieben: „Der gegenwärtige Stand der Farbenphotographie ist im großen und ganzen derselbe, wie er in unserem letzten Jahresberichte geschildert wurde. Hinzugekommen sind seitdem zwei neue Verfahren, welche Beachtung verdienen. A. W. Wood veröffentlicht eine Methode, bei welcher die Farben des photographischen Bildes durch Lichtbündel erzeugt werden. Wie bei allen Dreifarbenverfahren sind zunächst drei nach Maßgabe der drei Grundfarben angefertigte Negative nötig, nach denen Diapositive hergestellt werden. Diese drei geometrisch kongruenten, aber in Bezug auf die den Grundfarben entsprechenden Intensitätsverhältnisse verschiedenen Diapositive werden der Reihe nach samt drei transparenten Bewegungsgittern von verschiedenem Abstand der Linien auf eine mit Dichromat-Gelatine sensibilisierte Glasplatte kopiert, derart, daß die drei Teilbilder sich genau decken. Nach dem Entwickeln dieser Platte in warmem Wasser und dem Trocknen derselben erhält man ein transparentes Bild, welches, vor einer Sammellinse aufgestellt und durch eine schmale Lichtquelle beleuchtet, die natürlichen Farben zeigt, falls es vom richtigen Standpunkt aus betrachtet wird. Ein Vorteil dieser Methode ist es, daß sich die Chromogramme leicht vervielfältigen lassen. Die andre, von A. Hofmann herrührende Methode ist eine Vereinfachung des schon bekannten Dreifarbenkopierverfahrens mit verschiedenfarbigem Pigmentpapier. Die nach Maßgabe der drei Grundfarben erzeugten drei Negative werden auf entsprechend farbiges Pigmentpapier kopiert, worauf man die drei einfarbigen Einzelbilder übereinanderlegt und genau zur Deckung bringt. Infolge dieses Nebeneinanderlegens bilden sich Mischfarben, welche bei guter Ausführung den Naturfarben sehr nahe kommen. Das Verdienst A. Hofmanns besteht darin, daß er die zur Anfertigung der Einzelbilder erforderlichen Apparate und Gebrauchsgegenstände den Interessenten bequem zugänglich gemacht und eine Methode angegeben hat, nach welcher das Nebeneinanderlegen der drei Einzelbilder, welches bisher Schwierigkeiten bot, in einfacher Weise gelingt.“ —

### Astronomisches.

— Die Anzahl der täglich auf die Erde niederfallenden Meteore, die im Laufe der Zeiten ihr Gewicht nicht unerheblich vermehrt haben müssen, ist mehrmals der Gegen-

stand von Schätzungen verschiedener Forscher gewesen. Man wußte, daß die Zahl sich zwar vor und nach Mitternacht ziemlich gleich bleibt, daß sie sich aber in der zweiten Hälfte des Jahres erheblich vermehrt, weil wir dann verschiedenen Meteorischwärmen begegnen, die kometenartig den Raum durchwandern. Die Mehrzahl aller dem bloßen Auge sichtbar werdenden Sternschnuppen (etwa 70 Prozent) erreicht höchstens die Helligkeit von Sternen vierter Größe und nur 3 Prozent sind heller als Sterne erster Größe. Der amerikanische Astronom H. A. Newton hatte, nach dem „Prometheus“, die Zahl der täglich niedergehenden Meteore, soweit sie dem unbewaffneten Auge sichtbar werden, auf 10 bis 25 Millionen geschätzt, während die in einem großen Teleskop erkennbare Zahl natürlich sehr viel anschaulicher ausfallen muß. Nunmehr hat Dr. G. N. See durch längere Zeit fortgesetzte Beobachtungen an einem Teleskop von vierundzwanzig Zoll Objektiv-Durchmesser festgestellt, daß in dem Gesichtsfeld von nur 6 Bogenminuten in einer Nacht durchschnittlich 5 Meteore erscheinen. Daraus ließ sich schließen, daß, wenn der ganze Himmel mit solchen Fernrohren überwacht werden könnte, 1200 Millionen in 24 Stunden sichtbar sein würden. Nun verbrennen vielleicht die meisten vollständig in unserer Atmosphäre zu Staub, der mit den unverbrannt herabkommenden Massen unser Gewicht alljährlich um ansehnliche Beträge vermehren wird. Man dachte sonst, daß solche auf der Sonne niedergehende Meteorerschauer die ausgegebene Sonnenwärme ersetzen könnten. Doch wird das jetzt nicht mehr für wahrscheinlich gehalten. —

### Humoristisches.

— Chinesische Wirren. Erster Lieutenant: „Keine Lust mit nach China?“  
Zweiter Lieutenant: „Bedauere, habe zu Hause schon gefährlichen Kampf mit Bock und Drachen.“ („Jugend.“)  
— Balsam. Alte Frau (die ein Madler umgefahren hat): „nich alte Frau so anzufahren, Sie — Sie —“  
Madler: „Trösten Sie sich; ich habe heute schon zwei über den Haufen geworfen, die waren noch viel älter als Sie.“ —  
— Raffiniert. Freund: „Schließen Sie denn die Speisekammer nicht ab, wenn Sie spazieren gehen?“  
Hausfrau: „Ach nein; mein Dienstmädchen hat ja ein falsches Gebiß . . . das schließe ich ein!“ —

### Notizen.

— Unter dem Titel „Krieg“ hat Ernst Preczang soeben eine Dichtung erscheinen lassen, deren zorndurchglühete Strophen sich gegen den organisierten, offiziellen Männermord wenden, seine Verleibiger brandmarken und ihrem kulturfeindlichen Treiben die Besirebungen der völkervereinenden Socialdemokratie gegenüberstellen. Es ist Zug und Klang in den Versen. Das in Form eines Flugblattes gedruckte Gedicht kann zum Preise von 10 Pf. durch die Buchhandlung „Vorwärts“ bezogen werden. —

— Der bisherige Dramaturg des Deutschen Landestheaters in Prag, Herr Heinrich Teweles, ist als Chefredacteur in die Redaktion des „Prager Tageblatts“ eingetreten. —

— Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts erschien zu Boston die erste amerikanische Zeitung, die „News Letter“. Man sucht jetzt das genaue Datum ihres ersten Erscheinens zu ermitteln, um an diesem Tage den 200jährigen Geburtstag der amerikanischen Journalistik feierlich zu begehen. —

— „Der Ausflug ins Sittliche“, Komödie in vier Akten von Georg Engel, wurde für die vereinigten Theater in Hamburg und Altona angenommen. —

— Die Dramatiker des Carl Weich-Theaters kommen an Pizigkeit nahezu den Journalisten gleich. Augenblicklich hat einer von ihnen die „Voyer von China“ zu einem Stück verarbeitet. Die Direktion hofft vermutlich, daß die „Voyer“ auch an der Kasse ein lebhaftes Bogen hervorrufen. —

— Ein Wettbewerb für den Neubau der Murbardschen Bibliothek der Stadt Kassel ist unter den in Deutschland ansässigen Architekten ausgeschrieben. Es sind vier Preise im Betrage von 3500, 2500, 1500 und 1000 M. ausgesetzt. Der Einlieferungstermin ist der 15. Januar 1901. —

u. Das Licht der Sterne macht auf den Beschauer, im Gegenfah zum Sonnenlicht, einen durchaus kalten Eindruck. Auf gewöhnliche Quecksilberthermometer wirken die Sterne gar nicht. Es bedurfte der Anwendung der feinsten, erst in der neuesten Zeit erfundenen Instrumente, um festzustellen, daß Fixsterne, also Sonnen, die außerordentlich viel weiter von uns entfernt sind, als unsere Sonne, auch noch zu uns Wärme senden. Einer der bekanntesten Sterne ist die Vega, die von uns so weit entfernt ist, daß ihr Licht etwa 20 Jahre gebraucht, um zu uns zu gelangen; sie wirkt auf uns allerdings auch nicht stärker erwärmend, als eine Kerze, die in einer Entfernung von 20 Kilometern aufgestellt ist. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 5. August.